

# Die Waage

K. Mohtadi

Er war sich nur der Unbefangenheit und Sympathie der Kälber jenes Bauern sicher, an dessen Hof er an den Wochenenden beim Wandern vorbeiging und dessen an die Kette gebundener Hund jeweils grundlos bellte, obwohl er den harmlosen Wanderer schon seit Jahren kannte und wenigstens nicht so laut verdächtigen sollte, und wo ein Hahn mit heiserer Stimme gleich zu welcher Tageszeit krächte. Dabei widerhallten noch in dem in der Nähe gelegenen Wald die Stimmen dieser taktlosen Haustiere. Und die beiden liessen sich weder von seinen drohenden noch bittenden, auch nicht von seinen gleichgültigen Augen und seinem ignorierenden Verhalten beeinflussen. Am liebsten hätte er diese zwei unsympathischen Tiere spöttisch nachgeahmt, müsste er sich dann nicht deswegen schämen. Überhaupt schienen ihm die Hunde sehr materialistisch zu sein. Ging er nicht jeden Tag viermal an dem dicken, schwerfälligen Boxerhund, der vor der Haustür eines Bekannten und neben dem aus ästhetischen Gründen an der Mauer gekreuzigten Birnbaum sass, vorbei, und schaute er ihn nicht jedesmal gutherzig an, grüsste ihn nicht manchmal gar, um ihn zu motivieren, mit dem Schwanz zu wedeln oder ihn mindestens anzusehen? Aber Zuwendung und Liebe waren ihm offenbar nicht einmal ein Stück Knochen wert, das er ihm wahrscheinlich hie und da hinwerfen müsste, damit er mit dem Schweif wedelte, wenn er sich ihm näherte und vorbeiging. Auf deine Zuneigung verzichte ich, du fader Hund, sagte er einmal endgültig und dachte: «Er ist sowieso entartet und ein fetter Luxushund, den man nicht einmal mit jenen Zuchtkatzen vergleichen kann, die sich doch ab und zu auf den Feldern ducken, durch ihre lauernden Augen und ihr Schleichen den Eindruck erwecken, auch einmal auf der Jagd zu sein.» Jedenfalls war er von den Hunden, denen man Treue nachsagt, enttäuscht. Aber die Kälber des Bauern, die eine Generation nach der anderen auf der Weide vor dem Bauernhof grasten, liefen mit liebevollen Augen, schnaufend und warmen, feuchten Atem aushauchend – als ob sie ihm etwas mitteilen oder von ihm wissen wollten – zum Zaun, vor dem er jeweils halt machte oder mit dem Blick Richtung Weide vorbeiging, obwohl er sie wie vermutlich viele andere Wanderer nie gefüttert hatte.

Bei der Feststellung, die wehrlosen und friedlichen Lebewesen werden geschlachtet, machte er sich Gedanken darüber, wie alt wohl die Kälber werden, wie viele von ihnen zu Rindern, Kühen und Stieren heranwachsen dürfen. Und kam zum Schluss, dass dies von der Entscheidung des Bauern abhängt. Sie sind ohnehin, wie manche behaupten, unbeseelt, und niemals hätte die gütige und barmherzige Hand Gottes das Fell dieser hilflosen Geschöpfe berührt. Ihr Leben beginnt durch künstliche Befruchtung mit Bestellung des Viehzüchters und endet nach seinem Entschluss durch den Metzger. In der Folge kam ihm das «Hundeleben» geradezu begehrlig vor, aber das Kälberleben liesse sich längst nicht mit dem «Hühnerleben» vergleichen. Man müsste demnach heute den Begriff «Hundeleben» durch «Hühnerleben» ersetzen, überlegte er sich. Denn das Hühnerleben ist viel erbärmlicher als das Hundeleben. Entwickeln sich die Hühner nicht in der Wärme eines Gerätes nach dem zum voraus durch den Hühnerzüchter bestimmten Schicksal? Beginnt ihr Leben nicht als Küken, die aus Eiern unbekannter Herkunft schlüpfend, in das Licht einer verstaubten Stallampe blicken? Und besteht ihre Welt nicht aus dem Raum des Hühnerstalls und ihre Behausung aus einem Käfig, in dem sie notgedrungen ihre Artgenossen lebenslang picken und trampeln, bis sie gemästet nach kurzem Leben scharenweise ans Messer geliefert werden?

Es war bei dieser seelischen Verfassung nicht schwer vorstellbar, er könnte unter Umständen die Kontrolle über sich verlieren und tötlich reagieren. Er galt denn auch durch seine Krankengeschichte als gemeingefährlich. Der Klinikaufenthalt galt als Massnahme – Tatbestand: Körperverletzung. Herr M. hatte nämlich vor Jahren an einem leicht regnerischen Samstagmorgen im Frühling einen Fischer, der, am Rand des in seinem Dorf befindlichen Weiher angelnd, soeben einen Fisch gefangen hatte, mit einem der in der Nähe aufgehäuften Pflastersteine an der Schläfe lebensgefährlich verletzt.

Der künstlich angelegte, von Latten umzäunte Weiher bezog sein Wasser aus einem Bach und stammte aus der Zeit, als noch Mönche im nahen Kloster gewohnt und im Weiher Fische gezüchtet hatten. Das Wasser floss durch einen rechteckigen Kanal unter einer kleinlastwagen-

Korrespondenz:  
Dr. med. Kazem Mohtadi  
Psychiatriezentrum  
Luzerner Landschaft  
CH-4915 St. Urban

breiten Strasse und stürzte in einen grösseren und tiefer gelegenen zweiten Weiher, um wieder in sein natürliches Bachbett zu fliessen. Während die Befugten im ersten Weiher fischen durften, stand der zweite mit seinem schilfbedeckten Inselchen unter Naturschutz, obschon die Fische auch dort nicht vor Fang gefeit waren. Die Bewohner der Weiher wurden von manchen Dorfbewohnern gefüttert. Einer von ihnen war Herr M., der morgens mit einem Stück Brot in der Tasche unterwegs zur Bushaltestelle die Fische, Wildenten und Schwäne fütterte. Er bedauerte sehr, die Fische, die vereinzelt schwach pigmentierten, nicht voneinander unterscheiden zu können. Von der Mehrheit der stärker pigmentierten, schwarzgetupften Forellen glaubte er, nur eine zu kennen, und zwar die mit dem sternförmigen linsengrossen schwarzen Fleck inmitten des Kopfes, die sich auch dann vor dem Gitter der regelmässig offenen Schleuse zum unteren Weiher aufhielt, als die Fische nicht gefüttert wurden. Bald hatte man das Gefühl, sie stünde still, bald sah man sie rhythmisch ihre Flossen bewegen, und manchmal schwamm sie kräftig durch die Steinblöcke und wellte das Wasser. Er war beim Füttern jedesmal erstaunt über das Zurückschrecken der Enten vor den Fischen, die ohne bedeutende Konkurrenten grosse Brotbrocken in die Tiefe rissen. Er stellte sich dann vor, die Fische bissen vielleicht die Enten in die Schwimmlasse, obgleich sich diese nach jahrtausendlangem Zusammenleben von der Harmlosigkeit dieses vermutlich unanständigen, distanzlosen Benehmens kaum mehr stören lassen sollten. Die zwei engmaschigen Gitter der Weiher dienten nicht nur als Filter für Reisig und Abfälle, sondern beschränkten dazu auch den Lebensraum der Fische im Becken. Wie oft hatte er sich gewünscht, könnte einmal einer der Fische, zum Beispiel der Fisch mit dem grossen Fleck auf dem Kopf, zwischen den Gitterstangen in den unteren Weiher und von dort in den Bach gelangen. Aber auch dann und wann, als es viel regnete und das Wasser den Rand des oberen Weihers überflutete, ging sein Wunsch nicht in Erfüllung.

Es ist unvermeidlich: Die Fische werden wie Kälber und Hühner gezüchtet und gefüttert, bis sie eines Tages auf der Suche nach Nahrung an der Angel eines Fischers hängenbleiben. Es schien ihm, als ob der Schöpfer seine Macht und Verpflichtung, zumindest teilweise, den hemmungslosen Menschen abgetreten hätte. Bestimmen nicht die Menschen den Beginn des Lebens vieler Lebewesen? Und sind nicht die Geschöpfe Gottes auf «Wohl und Weh» der Menschen angewiesen? Die Fische schwammen frei, kreuz

und quer, ab- und aufwärts im Wasser des Weihers umher. «Die Angel triffst du schicksalsmässig», sagte einmal ein alter Fisch zu einem unzufriedenen, jammern den jüngeren. «Sei froh über Stille und Ordnung im Weiher, gefüttert wirst du reichlich und bist noch in guter Gesellschaft», und dann fuhr er fort mit einer Geschichte, welche er von seiner Grossmutter gehört hatte: «Meine Grossmutter war die einzige Überlebende eines Überfalls und lebte lange Jahre allein in den Schluchten unter Steinblöcken und Wasserlachen, bis sie schliesslich in diesem Weiher ihre Raststätte finden konnte.» In der verhängnisvollen Geschichte ging es um die Landung eines grossen Vogels mit einem langen kräftigen Schnabel und geräumigen, riesigen Kehlsack in einem Wasserbecken neben einem Bach. Als einzige hatte sich die Grossmutter durch einen kräftigen Flossenschlag und Höhengsprung in den Bach retten können, erzählte der alte Fisch, worauf der junge grosse Augen machte, das Maul zusammenzog und wegschwamm. Ja, Herr M. hörte Dinge, die nicht jeder vernahm.

An jenem Samstagmorgen hatte Herr M. freigeht und sich schon nach dem Aufwachen unwohl gefühlt. Der Klang der Kirchenglocken, den er sonst gerne hörte, konnte er kaum ertragen. Ein Gemurmel, das er zunächst wahrgenommen hatte, breitete sich in seinem Körper aus. Er verspürte den starken Drang, wie ein Küken die Eierschale, seine Haut, zu durchbrechen und zu verlassen. Die Enge des Raumes hatte ihn aus seiner Ein-Zimmer-Wohnung hinausgetrieben, kaum hatte er die erste Tasse Kaffee getrunken. Es war Viertel nach sieben, es rieselte und das Wasser des Weihers war vom Regen der vergangenen Tage recht trüb. Ein Kombiwagen neueren Baujahrs mit den Schildern des Nachbarkantons stand neben der Tür der Schreinerei des Dorfes in der Nähe des Weihers, und ein gutaussehender Mann mittleren Alters stand in Fischerausrüstung innerhalb des Weiherzauns und angelte. Ein vorbeigehender Fremder grüsste den Fischer, der sich, ihn nicht achtend, wie eine aus Stein gemeisselte, gefühllose Statue mit verächtlichem Blick dem Wasser zuwandte, so dass er den herankommenden Herrn M. nicht sehen konnte. Der Mann blieb stehen, als wollte er den Fischer zwingen, seinen Gruss zu erwidern, und um die Unterbrechung seines Ganges zu rechtfertigen, guckte er die Angelschnur an, die sich dem Wehrrand näherte, sich aber plötzlich in Richtung der Wassermittle zu bewegen begann und sich straffte, um dann das Wasser sagittal zu schneiden. Der Fischer hatte etwas an der Angel, seine toten Augen und sein Gesichtsausdruck verrie-

ten eine gesteigerte Aufmerksamkeit und ein durch höhnische Züge angezeigtes Erfolgserlebnis. Er lockerte zunächst die Schnur, die nun links und rechts kräftig das Wasser zerschnitt und kleine Wellen hinterliess, welche Sekunden später verschwanden. Dann zog er den Faden vorsichtig mit Einsatz zusätzlicher Kraft fortwährend zu sich, lockerte ihn wieder und liess ihn länger werden. Nach mehrmaliger Wiederholung dieses Vorganges sah man allmählich einen vor Schmerz und Todesangst zappelnden, kämpfenden Fisch mit der silbrig glänzenden Brust, die sich immer wieder unter der zwischen aufhellenden Wolken scheinenden Sonne spiegelte. Der Fischer schien diese Szene zu geniessen und trachtete anscheinend danach, nun seine Beute im Wasser bis zum Tod zu quälen und mit stillem Stolz dem Anwesenden vor Augen zu führen. Nachdem Herr M. glaubte, den Fisch mit dem schwarzen Fleck auf dem Kopf zu erkennen, verwandelte sich dieser wie verzaubert in eine Seejungfrau mit langem schwarzem Haar und einem braunen Fleck zwischen den Augen. Sie blutete aus dem Mund und der Wange und zog vor Schmerz das Gesicht zusammen wie eine Stumme, deren Schmerz man aus dem Gesicht ablesen muss. Herr M. geriet in dem Augenblick in eine solche Wut, dass er fluchend einen Pflasterstein nach dem Fischer warf, der ihn an der Schläfe traf und das dazu führte, dass er das Gleichgewicht verlor und blutend ins Wasser fiel und das Fischgerät losliess. Während der Fischer von dem kurz darauf über den Zaun gekletterten und ins Wasser gesprungenen Fremden unter Anstrengung zum Gitter und an den Weiherrand geschleppt wurde, hatte sich Herr M. im Regenanzug ins Wasser gestürzt, das Angelgerät ergriffen und, sich an der Richtung der Schnur, orientierend, bald den Ort des Fisches lokalisiert. Mit Mühe gelang es ihm, die Angel aus dem blutenden Mund der Seejungfrau zu entfernen, worauf diese sich augenblicklich in einen Fisch verwandelte und davonschwamm. Als Herr M. fröstelnd aus dem Wasser stieg, startete er den seinerseits erstaunten fremden Mann an und fragte ihn gleichzeitig informierend: «Wusstest du, dass die Fische nie weinen?», und ohne eine Antwort zu erwarten, ging er zur Bahnstation.

Auf dieses Ereignis ging Herr M. eigentlich nicht ein, wenn man ihn über die näheren Umstände seiner Tat befragte. Nur einmal erwähnte er kurz, dass er mit dem Fischer zwei Jahre in dieselbe Schule gegangen sei und ihn als einen arroganten, egoistischen Mitschüler erlebt habe, der bei schriftlichen Prüfungen seine Blätter so zudeckte, dass der Nachbar nicht von ihm abschreiben konnte. Dies mit der Begründung, die

Prüfung sei auch ein Konkurrenzkampf und keine Almosen- und erst recht keine Samariterübung. Seitdem Herr M. wegen Arbeitsplatzwechsels seines Vaters in einen anderen Kanton zügeln musste, hatte er den Fischer bis zur Rekrutenschule nicht mehr gesehen und nachher nur vernommen, dass er nach der Matura Jura studierte, auf einer Bank arbeitete, im Militär Karriere machte und unter anderem als Mitglied des Gewässerschutzes und Tierschutzvereins engagiert war. Er selbst hatte nach der Sekundarschule Töpfer gelernt und wurde nach einigen Wochen wegen sonderbarer Ideen und eines epileptischen Anfalls in der Rekrutenschule aus dem Militär ausgemustert.

Herr M. entwickelte während der Jahre in der Klinik ein Interesse für Pilze, oder er tat so, als ob er in den Wald ginge, um Pilze zu suchen. Ein Unterfangen, das ihm schwerfiel, da er auf der Suche nach Pilzen peinlich vermeiden musste, auch das Unkraut der Nebenrouten zu zertrampeln. Wenn er dann doch einmal den Stengel eines Löwenzahns niedertrampelte und das grüne Blut vergossen wurde, blieb er stehen, schaute betroffen hin und bekam Schuldgefühle, als hätte er gemordet, und er bereute dann, überhaupt in den Wald gegangen zu sein. Die Suche nach Pilzen war ohnehin eine Ausrede, er inspierte vielmehr die neu aufgegangenen Blüten, die da und dort das Antlitz des Waldes anblickten, als dass er Pilze suchte. Allerdings war auch das nicht der wahre Grund seiner einsamen Spaziergänge im Wald, sondern das Bedürfnis, allein zu sein, um vor den Mitmenschen verborgen und in der Vertrautheit des Waldes gegen jene Stimmen zu schreien, die ihn jahrelang marterten. Manchmal wurde er beim Versuch, die Stimmen zu übertönen, so heiser, dass man ihn nachher kaum verstehen konnte. Solange die Stimmen miteinander über Vorzüge der Freiheit sprachen und in diesem Sinne seine Gedanken und seine Lebensweise korrigierten und mitbestimmten, waren sie für ihn erträglich. Aber seitdem der Fischer solo und elementar das Wort «Freiheit» den ganzen Tag wiederholte, begann er mit allen erdenklichen Mitteln gegen seine Stimme anzukämpfen. Zunächst argumentierte er, als vom Schicksal Betroffener besser als der Fischer zu wissen, was die Freiheit sei und welchen Wert sie habe, und dass dieses ehrwürdige Wort vor lauter Wiederholung und ohne dass er je etwas davon gespürt hätte, für ihn eine Plage bedeutete. Nachdem dies aber nichts gefruchtet hatte, verstopfte er eine Zeitlang seine Ohren erfolglos. In diesem Zusammenhang hatte sich sein dramatischer Verzweigungsakt im Wald abgespielt: Er hatte sich nämlich einmal den Kopf

so gewaltig an einem Baum angeschlagen, dass er daraufhin aus dem rechten Ohr blutend in die Klinik zurückgegangen war und man den Bluterguss aus der Ohrmuschel absaugen musste. Umsonst sah er nicht wie ein Ringer aus, dessen Ohren schon auf langjährige Kampferfahrung hinwiesen. Aber all dies nützte ihm bei seinem Versuch, die Stimme des Fischers loszuwerden, nichts. Im Gegenteil: Er schrie ihn noch skrupelloser an, vor allem dann, wenn die Kriegsschiffe und Düsenjäger während der Nachrichten im Fernsehen gezeigt wurden. Als Herr M. einmal am Rande seiner Kräfte angelangt war und auf der Wiese neben dem Wald den Horizont betrachtete, entfernte sich ein Jagdflugzeug im weiten Himmel. Sein Kopf glich einer Trommel, auf die der Fischer wie ein Paukenschläger mit seinem Spruch einschlug. Ein schmerzhafter Drang befahl seinen Körper und steigerte sich über eine Unruhe zur Rastlosigkeit. Es wurde ihm so heiss, als ob er innerlich kochte, eine überwältigende Angst kam über ihn, und er begann laut zu schreien und zu weinen, worauf er das Bewusstsein verlor.

Es war an einem Spätnachmittag Ende Juli. Die Kühe grasten auf der Weide und der Klang ihrer Glocken verlieh dem Dorf eine idyllische Ruhe. Der Bach schien gemächlich in Richtung des Flusses zu gleiten und die milden Sonnenstrahlen liebten noch unermüdlich die Wipfel der Bäume am Berghang. Herr M. bebte mit seinem Körper und fluchte Richtung Himmel. Plötzlich sah er am Horizont ein sich in alle Richtungen ausdehnendes Meer von Abendrot und merkte, dass die Stimme des Fischers zu zittern begann und an Kraft verlor, was bis anhin nie vorgekommen war. In der Mitte des Horizontes entwickelte sich eine aus der Tiefe emportretende, kreisende und gegen die Peripherie sich ausbreitende, dichte kupferrote Lichtströmung,

mit deren letzter Schleife drei Menschen, eine Frau in reifen Jahren mit langem Kopftuch und Gewand, dann zwei bärtige Männer, ebenfalls in langer, weiter Tracht, hintereinander hervortraten. Sie setzten sich im gleichen Abstand zueinander um das nun wie ein Vulkankrater kochende Zentrum des Lichtwirbels, und kurz darauf warf der ältere Mann mit schulterlangem weissem Haar seinen Blick in Richtung der Frau und anschliessend zu dem jüngeren Mann mit Mittelglatze und langen Schläfenhaaren, worauf sich der letztere seinerseits Herrn M. zuwandte und ihm einen Zauberspruch verriet, womit er die Stimme des Fischers zum Verstummen bringen sollte. Herr M. fühlte sich in eine sakrale Welt versetzt, während er scheinbar verwirrt mit erstaunten Augen das Verschwinden der letzten Schleife der Lichtströmung des nun orangefarbenen Zentrums am Horizont verfolgte, spürte er wieder seinen vorhin vor Schwere kaum noch tragbaren und wie Gummi hin- und herschwingenden Kopf und tastete sein Gesicht ab, als wollte er sich wieder entdecken. Die Stimme verstummte, als Herr M. das Zauberwort wahrnahm und es einige Male wiederholte. So flüsterte er von da an immer wieder das Zauberwort, bis er eines Tages begann, sein Mysterium laut auszusprechen und zu singen. Schliesslich verkörperte er es allegorisch und malte und formte es immer wieder aus Lehm in verschiedenen Grössen, Formen und Farben, liess es einrahmen, brennen und glasieren. Er schrieb es täglich stundenlang in eines der als Vorrat gelagerten, zweihundertfünfzigblättrigen A2-grossformatigen, schweren Bücher, in welche man die Eintritte in die Klinik registrierte, bis er mit der Zeit von der Kraft des Wortes «Justitia» und deren bildhafter Darstellung «Waage» so beherrscht wurde, dass er zum Schluss glaubte, mit seinem Zauberwort die Bahnen der Planeten regulieren zu können.